

Die gefährliche Reise

Autor(en): **Larese, Dino**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **272 (1993)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-376875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die gefährliche Reise

Von Dino Larese, Amriswil

Ich weiss mit Bestimmtheit, dass sich diese Geschichte wirklich ereignet hat, aber mit der gleichen Gewissheit kann ich beteuern, dass ich nicht mehr weiss, woher und wie diese Geschichte zu mir gekommen ist. Ich weiss nicht, ob ich sie vor Jahren in einem alten Buche gelesen habe, dann wäre meine Geschichte eine Art Plagiat, zumindest eine gestattete Nacherzählung. Es kann auch sein, dass sie mir einmal ein Freund erzählt hat; aber dass sie sich im Thurgau abgespielt hat, das weiss ich wieder mit derselben Bestimmtheit, und zwar nahm sie ihren Anfang an einem blauen Maientag im mittelalterlichen Bezirksstädtchen Bischofszell. Es war ein Montag, wie er nur im Thurgau zu erleben ist, hell, freundlich, warm, mit dem Glanz der blühenden Obstbäume und dem aromatischen Duft der Blüten, dem aufreizenden Kuckucksruf in den Wäldern, als der Bezirksstatthalter Schiess, der Vertreter der obersten Polizeibehörde – ob er wirklich «Schiess» geheissen hat, weiss ich nicht mehr –, sich auf die Reise machte. Er war ein eher korpulenter, breitstämmiger Mann mit einem dichten, weissen Haarbusch und einer breiten bläulich angelaufenen Nase, die seine Genussfreudigkeit verriet. «He hopp» war ein ihn bezeichnender, ständig benützter Ausruf, den er fast vor jeden Satz selbstverständlich wie eine Marke setzte. «He hopp», rief er laut, als er sein Pferdchen aus dem Stall holte und vor das Chaislein spannte. Er setzte sich unternehmungslustig auf den Bock und fuhr, die Zunge oft genüsslich schnalzend, die steile Strasse zur Sitter hinunter, um dann den Weg nach Amriswil einzuschlagen, das auch in den Bereich seines Bezirks gehörte, wo er eine amtliche Mission zu erfüllen hatte. Es war noch die gemütliche Zeit der Chaislein, Landauer und Viehherden auf den holprigen Strassen. Wenn ihm ein Fussgänger begegnete, schwang er zum

Grusse seine Geissel. Seine Aufgaben bestanden nicht nur im Verhören von Schelmen, Begutachten von Selbstmördern, er hatte noch andere polizeiliche Funktionen, he hopp – er spürte bereits einen guten Durst an diesem warmen Tag. Er freute sich auf den Halt in der «Linde» in Zihlschlacht, wo er einkehrte, gut bekannt und herzlich begrüsst, wo er sich einen Halben «Magdalener» zu Gemüte führte. Ach ja, in Amriswil stellte sich ihm eine besondere Aufgabe, er musste einen notorischen Trinker holen und zu einer Entziehungskur in die kantonale Psychiatrie nach Münsterlingen überführen. He hopp – das gab einen vergnüglichen Tag! Gut aufgelegt langte er in Amriswil an, er klopfte an die Türe des besagten Hauses, wo der Weggefährte auf ihn wartete. He hopp – der Statthalter hatte einen lumpigen, versoffenen, ungepflegten Gauner erwartet, nun trat ihm ein einigermaßen gutgekleideter, jüngerer Mann mit guten Manieren und einem freundlichen Lächeln entgegen.

«Grüss Gott, Herr Statthalter!» sagte er, er machte fast eine Verbeugung. Alle Achtung, Respekt, Respekt!

«He hopp, hä, Herr Domelin – Sie wissen, die Verordnung –» brummelte der Statthalter.

«Ja ja, in Ordnung, Herr Statthalter, ich komme mit Ihnen», sagte der vermeintliche Sünder.

Er setzte sich auf den Bock neben den Statthalter. Die pfiffigen Augen, das verschmitzte Gesicht hatte er hinter einer dummlichen, unschuldigen Maske versteckt. Sie fuhren schnalzend davon.

Anton Domelin, wie er hiess, wir können nur einige Andeutungen über seine Person geben, seine Geschichte ist eine Geschichte für sich. Er war ein bekannter Nichtstuer, Tagedieb, nicht bössartig, friedfertig, aber schlau, durchtrieben, immer den Unschuldigen spielend, er liebte vor

allem den Wein, das Bier, die Schnäpse. Zu seinem Geld gelangte er mit Anpumpen, mit Schuldenmachen. So war es notwendig geworden, ihn für einige Zeit zu versorgen, zu seiner Gesundheit, sagten die Besorgten, aber insgeheim doch um ein Ärgernis aus den Dorfstrassen wegzuschaffen.

«Herr Statthalter», flüsterte er, «ich habe Hunger, ich habe noch nichts zu Mittag gegessen, ein rässer Käsesalat im «Landhaus» wäre mein Vorschlag.»

«He hopp, einverstanden.»

So langten sie vor dem Wirtshaus an der Landstrasse an, dort, wo sie nach Münsterlingen abschwenkt, und kehrten ein. Vor das Pferdchen stellten sie einen Kübel voll Wasser.

In der Wirtsstube sassen schon viele Gäste, Bauern, Handwerker, Tagelöhner. Berühmt war der Käsesalat, den der Wirt Uli Etter selber aus dem besten rässen Appenzeller Käse mit Zwiebeln, Salz, Pfeffer, Öl, Essig und einem besonders unbekanntem Gewürz, das er nie erwähnte – es war sein Geheimnis –, in der Küche anrichtete. Ein solches Gericht verursacht einen angenehmen, starken Durst, den sie mit mehreren Flaschen einheimischen Biers aus der Brauerei Hoppenz am Amriswiler Marktplatz zu löschen versuchten. Dazu kam das heisse Wetter, verständlich – he hopp. Dem Statthalter war es schweinewohl. Ein guter, gesprächiger Mensch neben ihm, er spürte eine sonntägliche Benommenheit, der Wein am Vormittag, das Bier stiegen zu Kopf. Anton Domelin sagte: «Ich bezahle, Herr Etter !»

Grosszügig legte er das Geld auf den Tisch.

«Sie sind ein guter Kollege, he hopp», wendete sich der Statthalter an seinen Reisegefährten, «aber Ordnung muss halt sein, verstehen Sie? Man kann einfach nicht in einer gesitteten Welt solche Subjekte wie Sie, entschuldigen Sie, he hopp, auf den Menschen loslassen. In Münsterlingen haben Sie Zeit in sich zu gehen, dann kommen Sie als gesundes Glied in die Gemeinschaft zurück. Ich freue mich auf diesen Tag, ich gratuliere Ihnen heute schon, he hopp.»

Er empfand es als Verpflichtung, in seiner Stellung als Statthalter einige missionarische Worte an die ihm anvertrauten Sünder zu richten; er tat es jedesmal mit einem gewissen pfarrherrlichen Klang in seiner Stimme und fühlte sich nachher erleichtert, befreit von einem ihm eigentlich nicht zusagenden Zwang, er lebte wieder in einer harmonischen Verbundenheit mit seiner Umgebung.

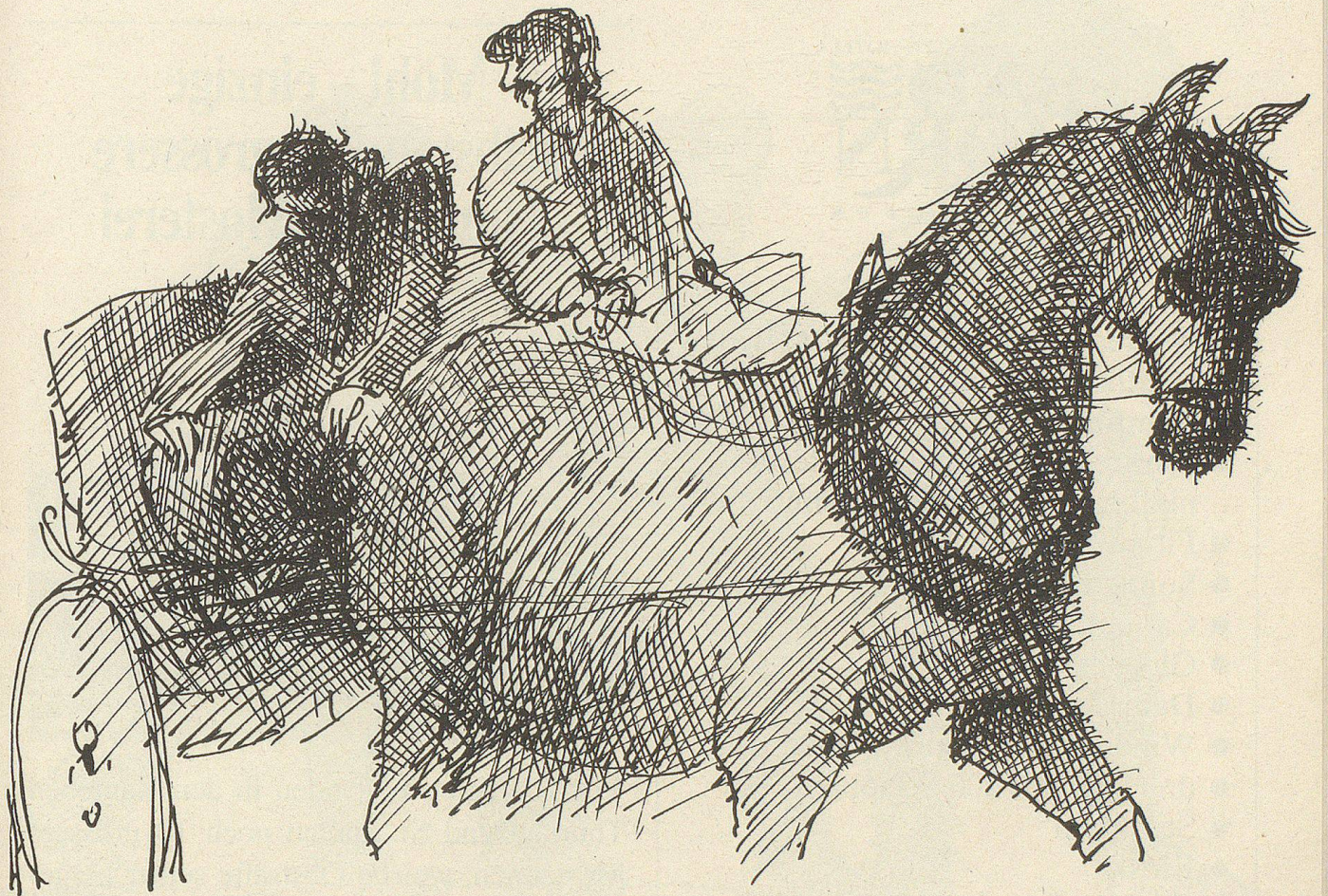
Die doch für ihn zu lange Rede war mit einer Ursache eines neuen gesteigerten Durstes. In Landschlacht traten sie aufgeräumt, laut redend, lachend wie zwei verschworene Kameraden in die schattige Wirtsstube des «Hirschen» und bestellten vorerst einen Liter «Magdalener». Der Statthalter trank mit Wonne in langen Schlucken den guten Wein aus Tirol. Er bemerkte in seiner langsam steigenden Trunkenheit kaum, dass der Sünder Domelin sehr wenig trank, eigentlich nur die Lippen kühlte, leicht am Glas nippte, dabei aber immer eifriger dem leutseligen Statthalter zuprostete.

«Wir bestellen noch einen Liter, diesmal einen Blauburgunder vom Ottenberg.»

Als sie endlich aufstanden, musste Domelin den Statthalter stützen, der gefährlich schwankte und vor sich hin plapperte, unverständliches Zeug. Als sie sich auf den Bock setzten, nahm Domelin den Platz des Statthalters ein, wie selbstverständlich, und sagte lieb: «Geben Sie mir das Leitseil, Sie können derweilen ein Schläfchen machen, ich kenne den Weg nach Münsterlingen.» Der Statthalter nickte und begann zu schnarchen.

Als sie sich dem Dorfe Scherzingen näherten, meinte Domelin «Jetzt noch einen Abschiedstrunk; ich werde ja jetzt einige Wochen lang keinen Wein mehr bekommen.»

Als sie dann die Wirtschaft verliessen – Domelin hatte grosszügig die Zeche bezahlt, einen oder zwei Liter vom weissen Arenenberger –, musste er den Statthalter nicht mehr stützen, er half ihm mit Mühe, Drücken und Zwängen auf den Bock hinauf, wo der Statthalter in einen seligen Schlummer sank. «He hopp, he hopp», gab



sich Domelin selber den lachenden Mut, dann setzte er das Chaislein in eine schnelle Fahrt, denn nun war es nicht mehr weit bis zur Heil- und Pflegeanstalt in Münsterlingen, deren graue Mauern hinter den hohen Bäumen hervorschauten.

«Jetzt sind wir da», sagte Domelin, als er in den Hof hineinfuhr. Es sprang vom Bock und läutete an der Türe. Nach einer gewissen Zeit kam ein Wärter heraus.

«Statthalter Schiess», stellte sich Domelin selbstsicher vor, «ich bringe einen gewissen Domelin aus Amriswil.»

«Ja», nickte der Wärter, ein älterer, schweigsamer Mann mit seiner Mütze, «ja, er ist angemeldet, wo ist er?»

«Oben auf dem Bock. Ich hatte eine grosse Mühe mit ihm, er ist stockbesoffen!»

«He, Sie, herunterkommen!», rief der Wärter. Der Statthalter rülpste, erwachte und pappelte: «He hopp.»

«Wir sind in Münsterlingen», sagte Domelin.

Da regte sich der betrunkene Statthalter, das Wort «Münsterlingen» bohrte sich durch seine trüben, verwirrten Sinne wie eine gewisse Forderung. Aber er hatte eine Mühe sondergleichen vom Bock herunterzusteigen, die beiden Männer halfen ihm, er fiel ihnen in die Arme. «Mitkommen!» befahl der Wärter.

«Ich bin der Statthalter, der da, der da», stöhnte der Statthalter und zeigte mit zittriger Hand auf Domelin.

«Ich kenne diese Sprüche, mitkommen!» schimpfte der Wärter, «ein Statthalter säuft nicht.»



«Der da», wehrte sich der Statthalter und wollte sich aus dem zupackenden Griff des Wärters befreien, der verflixte Name fiel ihm nicht ein. «Meine Papiere, he hopp.» Er nestelte an seiner Jacke herum. Domelin stellte sich hin als wollte er ihm helfen und sagte: «Geben Sie mir nur die Papiere, sie lauten ja auf Ihren Namen.» Er nahm die Papiere, die wirklich ihn betrafen, in Obhut und sagte: «Da, die Ausweise auf den Namen Domelin» – und reichte sie dem Wärter, der sie ohne zu lesen in die Tasche steckte. Domelin, der verflixte Name, tauchte aus dem Untergrund, he hopp – er rief: «Domelin!»

«Schon gut», sagte der Wärter, «schon gut.» Er nahm ihn am Arm und sagte nur: «Zimmer 12» und zog den lamentierenden und sich wehrenden Statthalter zur Eingangstüre.

«Da ist noch etwas für Sie», rief Domelin, und eilte dem Wärter nach, «für alle Ihre Mühe», und gab dem Wärter einen Franken, nach damaligem Brauch ein grosser, beachtlicher Betrag. «Alle Achtung», sagte der Wärter, «da sieht man, was ein guter Statthalter ist, – danke schön», sagte er laut. Und Domelin wandte sich zum Statthalter: «Nehmen Sie sich zusammen, man muss sich ja schämen.»

Dann setzte sich Anton Domelin stolz auf den Bock seines Gefährtes, salutierte und fuhr mit dem Chaislein davon.

Als er ausserhalb von Münsterlingen in eine ihm bekannte Gegend kam, konnte er seine Gelüste nicht mehr bezähmen, er hatte sich weiss Gott auf dem Herweg alle Gewalt angetan, das hatte Nerven gekostet – er hatte fast nichts getrunken.

Er hielt beim ersten Wirtschäftlein an und liess den Wein selig die Gurgel hinunterrauschen. In einigen Wirtschaften, die er alle gut kannte und wo man ihn als begehrten Kunden besonders vorbeugend behandelte, trank er seine Weine, während das Pferdchen draussen vor der Türe an der Stange angebunden geduldig und kreatürlich ergeben wartete. Als sie in die Gegend von Amriswil kamen, war Domelin eingenickt, selige Träume zauberten Frohsinn auf sein rotes Gesicht, er liess den Dingen seinen Lauf, das Pferdchen trottete geduldig weiter, als konnte es seinen Weg. Als Domelin bei seiner Heimstatt mühselig, aber innerlich glücklichjauchzend, das Chaislein verliess, überliess er das Pferdchen seinem Schicksal. Als dritte Person in unserer Geschichte war das Pferd noch bei klarem Verstand, es fand den Weg nach Bischofszell und hielt müde, vor dem stattlichen Bürgerhaus des Statthalters geduldig wartend, an.

Für mich ist diese Geschichte zu Ende. Es bleibt der Phantasie jedes einzelnen Lesers überlassen, einen ihm passenden Schluss zu erfinden oder die Geschichte genüsslich weiterzuspinnen.



Aus dem Notizbuch des Kalendermannes

Tierfreunde

In der Parkanlage schlägt eine Mutter ihr Kind. Das weinende Kind stört. Alle blicken beleidigt hinüber.

Beim Rosenbeet schlägt ein Mann seinen laut heulenden Hund. Die Leute erheben sich von den Bänken, eilen hinzu, bilden einen Kreis und können sich vor Empörung nicht fassen. Tierfreunde.

Heinrich Wiesner

*

Deine Kinder sind nicht deine Kinder.
Du kannst ihnen deine Liebe geben,
aber nicht deine Gedanken,
denn sie haben ihre eigenen Gedanken.

Kahlil Gibran

Vergangenheit steckt voller Geheimnisse

Der verblüffende Kalender

Etwa um das erste Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung schufen sich die Mayas, unabhängig von den Einflüssen der alten Welt, zwei Kalender.

Beide Kalender hatten die auf der Basis der Zahl zwanzig bestehende Zählreihe zum Prinzip. So bestand der heilige Kalender aus dreizehn Einheiten zu je zwanzig Tagen und teilte das Jahr in 260 Tage. Der Profane Kalender legte achtzehn Einheiten zu je zwanzig Tagen fest und fügte am Ende des Jahres fünf Feiertage an.

Mit dem einfachen Zahlensystem, das nur drei Zeichen – Punkt, Strich und ein Symbol für Null – kannte, schufen die Mayas schon in der vorchristlichen Zeit den genauesten Kalender.

Nach dem Maya-Kalender beträgt die Länge eines Jahres 365,242129 Tage. Nach den jüngsten, mit modernen Geräten vorgenommenen astronomischen Berechnungen beträgt die Länge eines Jahres genau 365,242198 Tage.

Luftkampf der Antike

In alten Schriften finden sich Mitteilungen, die bereits aus der Zeit um 500 v. Chr. «Luftwagen» erwähnen.

Präzis berichten alte indische Schriften über Luftkämpfe aus jener Zeit: «Aus Luftfahrzeugen werden über den feindlichen Heeren Fackeln heruntergeschleudert, die beim Aufprallen explodieren und ungeheure Verheerungen anrichten.»

In den gleichen alten Mitteilungen befinden sich sogar Anweisungen für die Herstellung dieser «Vorzeitbomben». Natürlich betrachten wir solche Überlieferungen mit der gebotenen Skepsis.

Aber wäre es nicht denkbar, dass nicht unser Zeitalter «das Pulver erfunden» hat, sondern, dass die Menschen jener für uns grauen Vorzeit bereits über solche Techniken verfügten?